Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Reformierte Dorfkirchen im zwanzigsten Jahrhundert
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750420

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REFORMIERTE DORFKIRCHEN IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT

Die schweizerische Reformationskollekte für 1910 ist dem bevorstehenden Kirchenbau der Reformierten im Birseck zugewiesen worden. Das Preisausschreiben wurde von über hundert schweizerischen Architekten benutzt; leider bewies aber die Art und das Tempo der Baukommission und der angerufenen Sachverständigen, welche Unsicherheit in grundsätzlicher Hinsicht bei uns zulande noch mit einer derartigen Verantwortung vereinbar ist. Seit etwa zwanzig Jahren haben sich die allgemeinen Kulturanschauungen dahin gefestigt, dass jedes Ding nur dann auf Wahrheit und Schönheit Anspruch erheben kann, wenn es seinen Zweck treu erfüllt. Ein Stuhl wird sich am besten ausnehmen, wenn sich am besten in ihm sitzen lässt, und eine protestantische Kirche wird in dem Maße einen vollkommenen Raum darstellen, als ihre Zusammensetzung sich auf die Wortverkündigung möglichst beschränkt und alle Bestandteile vermeidet, die für ihre eigentliche Bestimmung zum Sprechraum nur überflüssige Auswüchse bedeuten. Da nun die evangelische und insbesondere die reformierte Kirche ein Altar-Sakrament nicht kennen, so ist es schlechthin veraltet und rückständig, heute noch eine reformierte Kirche mit einem Chor zu versehen. Die Verlegenheit wird nicht aus der Welt geschafft, sondern nur erst recht betont, wenn man dem Chor eine praktische Bestimmung geben will, indem man die Orgel hineinstellt. Außerdem pflegten früher im Chor Honoratiorenstühle aufgestellt zu werden für den Patronatsherrn oder Amtspersonen — eine Begünstigung infolge von Standesunterschieden, die dem demokratischen und modernen Empfinden schnurstracks zuwiderläuft. Es kommt dann noch die Ästhetik des Äußeren hinzu. Das neue Gebäude soll organisch in die Landschaft eingegliedert werden, soll ja keine unharmonische Note in ein gegebenes Ganzes hineintreiben. Nun empfängt unsere malerische Jurahalde ihren architektonischen Hauptakzent von der Arlesheimer Domkirche mit ihren beiden silbergrauen Barocktürmen. Es gehört nun fast ein bisschen ins Kapitel des Heimatschutzes, nicht einen besonders hoch aufragenden Kirchturm aufzupflanzen, um der Gefahr unschöner Überschneidungen beim Gesamtblick aus dem Lande unten

vorzubeugen. Es waren unter den eingereichten Projekten einige sehr hübsche Stumpfturmentwürfe, aber das Preisgericht hat nicht eines davon auch nur lobend erwähnt, sondern sich nur an das übliche Schema gehalten, das nach dem Muster der in Hochgebirgsgegenden völlig angebrachten Oberländer Bergkirchlein ein schlankes Schiff und einen luftigen Zuckerhutturm aufweist. Die Auswahl der technischen Preisrichter ist ohne Rücksicht auf die neueren Ansichten erfolgt; ein ästhetischer Beirat ist erst nachträglich beigezogen worden, als die Meinung im großen und ganzen bereits gemacht war, und dieser hat sich nur mit großer Zurückhaltung geäußert. Die Oberexpertise wurde wieder den Preisrichtern der ersten Instanz übertragen, anstatt dass man eine wirkliche Autorität im Kirchenbau um ein letztes Gutachten angegangen hätte. Das Bauprogramm war ohne jede theoretische Wegleitung ausgegeben worden, und doch bewies dann, als es dafür zu spät war, ein erdrückend voller Saal, wie sehr auch „der gemeine, grobe Mann", wie die Reformatoren das Volk nannten, prinzipiellen Erörterungen Verständnis entgegenzubringen gewillt ist. Nur dass eben so manche gute Flugschrift (zum Beispiel eine des Dürerbundes) und die zahlreichen neueren Druckwerke über den Gegenstand an den wenigen verantwortlichen Herren, in deren Händen die Entscheidung lag, sei es keine, sei es recht interessenarme Leser gefunden hatten. Es wurden da am maßgebenden Tische sogenannte Ansichten von „Autoritäten" zum besten gegeben, dass man nur horchen musste. Es könne uns gleichgültig sein, hieß es, was in zweihundert Jahren im Kirchenbau „Mode" sei — als ob gerade in Baufragen ein solcher Zeitraum für ein: „Après nous le déluge!" nicht doch etwas knapp bemessen wäre! Ferner: ein Chor „mache sich schön", gebe „eine gewisse Weihe" — als ob nicht die Dimensionen eines nur halbtausendplätzigen Landgotteshauses an und für sich viel zu klein wären, um durch einen Chorabschluss einen ausgesprochen weihevollen Eindruck zu gewinnen, wie es freilich bei einem Dom-Monument wie dem Straßburger Münster zweifellos eintrifft. Aber auch da lässt sich sagen, dass im heutigen reformierten Kultus die wünschbare Stimmung vom Architekten nur sehr teilweise vorbereitet und eben desto nachdrücklicher durch den Prediger im Augenblick selbst jedesmal neu geschaffen wird.

Im reformierten Kirchenbau unserer Städte haben wir schöne Neuerungen zu erwarten — eine erste Verwirklichung eines kombinierten turmlosen Religionshauses soll bereits in Winterthur ins Leben getreten sein; Basel wird bei nächster Gelegenheit folgen, und im großen Deutschland hörte ich schon vor Jahren, die Zukunft gehöre der — Eisenkirche! Es wäre aber beklagenswert, wenn über derart faszinierenden Aufgaben künftig das schlichte Problem der breit hingelagerten, behäbigen Dorfkirche noch stiefmütterlicher behandelt würde, als es leider zurzeit und auch wieder bei dieser neuen Gelegenheit im Birseck der Fall ist. Wo immer es sei, — die entlegenste „Gemeinde in der Zerstreuung" hat Anspruch darauf, geschweige denn die bevölkerte Pfarrei in paritätischer oder gar ausschließlich protestantischer Gegend — sollte der Errichtung des Gotteshauses eine erschöpfende Erwägung vorausgehen, die nicht nur die naheliegenden praktischen Anforderungen des Einzelfalles in den Bereich ihrer Entschlüsse zieht. Die jungen Geistlichen müssten es von Rechts wegen in ihrem Schulsack von der Universität ins Amt mitbringen, dass der Neubau reformierter Kirchen mit einem Chor nicht länger zu verantworten ist. Mag noch mancherorts der eine oder andere Gefühlswiderstand zu überwinden sein, die Frage selbst ist zu sehr von grundsätzlicher Bedeutung, um wie eine bloße Geschmackssache von Liebhabereien abhängig zu sein. Die Einwände dagegen sind nicht stichhaltig. Das heikle Problem der axialen Kanzelstellung ist unermüdliche Lösungsversuche wohl wert. Der „schlichte Mann an der Wand" braucht ja nicht unbedingt den symmetrischen Mittelpunkt einer platten, kahlen Fläche zu bilden; wir erinnern uns sympathischer Einfälle unter den Entwürfen, in denen die Kanzel, ohne an einem Seitenpfeiler zu kleben, an der Hinterwand seitabgerückt war, und in dem auf der andern Seite aufgestellten Taufstein einen Gegenakzent auslöste. Liegt der Orgellettner hinter der Kanzel, so ist es durchaus kein Rückfall in den chorfreundlichen Standpunkt, wenn der Architekt den obern Teil der mittleren Wand leise wölbt, um die Orgel in eine Nische betten zu können. Außer diesem wichtigsten Vorbehalt, dem prinzipiellen der Chorlosigkeit, verdiente aber auch die Anlage der äußeren Gestalt und insbesondere des Turmes unter die strenger zu beobachtenden grundsätzlichen Fragestellungen, wenn auch

nicht theologischer, so doch ästhetischer Natur aufgenommen zu werden. Mit sentimentaler Gedankenarmut pflegt man sich einen möglichst hohen Turm zu leisten, damit er auch in die Ferne zum Kirchenbesuch „winke". Diese Aufforderung besorgt aber doch vernehmlicher das Glockengeläute, dem der Turm nur eben ein sicherer, zum Auswerfen des Schalles über das Kirchendach etwas erhöhter Behälter sein soll. Gewiss liegt für die Turmgestalt zunächst keinerlei Stilzwang vor; doch wird man die „Zwiebelkuppel" oder die „welsche Haube" gerne dem Barockschema moderner Jesuitenkirchen überlassen, während der spitze Kegelhelm sich überhaupt mehr für Tore und Erker eignet als für Kirchen. Das vierflächige Zeltdach findet, freilich oft zum Zuckerhut überstreckt, zurzeit wohl die meiste Verwendung. Dagegen scheut die moderne Bautätigkeit für reformierte Kirchen auffallend vor dem Aufriss des nicht zu spitzen Satteldachs zurück. Mit Unrecht. Erhalten doch viele Gegenden der engern und weitern Heimat durch die „Käsebissen" ihrer Dorftürme einen besondern Reizzuwachs an landschaftlichem Gepräge.

Auf die beiden Projekte, um die ein heftiger Streit entbrannte, will ich hier nicht eintreten, obwohl das eine davon den modernen Grundsatz sehr wohl vertritt. Dagegen möchte ich die Gastfreundschaft von „Wissen und Leben" in Anspruch nehmen für eine Beilage, die wenigstens den Außenaspekt eines von der Jury von Arlesheim gänzlich übergangenen Entwurfes wiedergibt. Ich kann das jetzt hinterher ruhig tun, da es schade wäre, wenn eine so wohlerwogene Bewältigung der grundsätzlichen Forderungen: „chorlos" und „stumpfturmig" der Öffentlichkeit auch als theoretisches Beispiel ganz entzogen bliebe.

Das Projekt zeigt eine anmutige Benutzung jener gesattelten Form des Turmdachs, die manche heimische Dorfansicht schmückt, nur dass die Schnittecken noch leicht abgewalmt sind. Als Lageplan war, entsprechend den Arlesheimer Verhältnissen, vorausgesetzt eine Längsachse parallel der Zufahrtstrasse, weshalb der Haupteingang eine Ecklösung durch seitliche Giebelung der Turmfassade erfuhr. Die Ausgestaltung des Innern in Bild und Grundriss darzutun, würde hier zu weit führen. Aber auch hierüber wäre zu Stoff an fruchtbaren Erörterungen kein Mangel, nicht zuletzt vom schweizerischen Standpunkte aus. Wir orientieren uns, wie eine

interessante wissenschaftliche Darlegung der einen konkurrierenden Firma bewies, wie sonst so auch in dieser Materie zu einseitig am deutschen Auslande. Der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift wird meinen Ausführungen den Nachweis folgen lassen, wie wenig steril, vielmehr wie im besten Sinne produktiv sich die konsequente, unzweideutige Erfassung des reformierten Prinzips durch den großen Organisator Zwingli, auch architektonisch in einzelnen „Saalkirchen" des Zürichbietes bis auf den heutigen Tag bewährt. Die praktischen Ansprüche an den Innenraum verdienen ebenfalls ästhetische Berücksichtigung. So machte bei jener Arlesheimer Aussprache ein erfahrener Kirchenbesucher darauf aufmerksam, die Männerwelt bevorzuge den Lettner; mit einem derartigen Bedürfnis wird sich der Architekt auseinanderzusetzen und zu prüfen haben, inwiefern insbesondere Seitenlettner dem Raum zu seinem Vorteil einzugliedern sind oder ob nicht innern Gesetzen zulieb dergleichen rein praktische Forderungen auf ihr Maß zurückzuführen sind. Endlich sei noch auf eine Möglichkeit der Innengestaltung hingewiesen, gegen die bei uns noch ein Vorurteil zu bestehen scheint, ohne dass dies durch die Sache selbst gerechtfertigt wäre: nämlich der offene Dachstuhl. Wer besonders abends beim Lichterglanz den Gottesdienst in englischen Dorfkirchen besucht hat, wird sich kaum der starken Stimmung haben entziehen können, die durch den zeltartigen Aufstieg des Strebegebälkes das „Sursum Corda" zu einem sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck gebracht sieht. Da könnte dann mit einigem Recht von jener sichtbaren Feierlichkeit und Weihe die Rede sein, die man jetzt in den völlig zwecklosen und unberechtigten Chor hinein geheimnissen möchte; von der Kostenersparnis zu schweigen, sobald die Errichtung der horizontalen Decke einfach wegfällt. Aber wie gesagt, die Vorstellung des Nackten und rohbaulich Unfertigen haftet für unser Gefühl dem offenen Kirchendach so sehr an, dass kaum noch einer unserer Architekten in einer Konkurrenz damit aufzutreten wagt. Nur wenige Projekte des Wettbewerbs von Arlesheim besaßen soviel Kühnheit, der Dachkonstruktion folgend, eine dreiflächige Deckenform vorzuschlagen, wo dann die Binder die Gestalt eines Muldengewölbes wenigstens andeuteten.

Jedes Jahr — und deshalb ist es Pflicht, an einem Orte wie diesem, einmal offen davon zu reden — wenden die schweizerischen

Protestanten das Kirchenopfer des Reformationssonntages einem neuen Kirchenbau evangelischen Bekenntnisses auf Schweizerboden zu. Die Herren des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, die mit der Verwendung der Kapitalspende betraut werden, haben bis dahin den Schein der Gleichgültigkeit gegen die konfessionellen und ästhetischen Prinzipien des reformierten Kirchenbaues nicht in dem Maße, wie es von ihnen zu verlangen wäre, vermieden. Geht es so weiter, wie bisher, so muss man dann bald einmal von einer Kirchenfabrik nach Schema F reden. An einsichtigen und erfahrenen Vertretern des in diesen Zeilen verfochtenen Standpunktes fehlt es unter den schweizerischen Geistlichen keineswegs; aber sie sind in der Minderheit und verfügen offenbar über keinerlei Einfluss. Die Komiteemitglieder und ihre Gesinnungsverwandten bleiben unter sich unangefochten im Genuss angestammter Unklarheiten und konstruieren sich aus dem freundschaftlichen Echo ihres eigenen Geschmackes die Autoritäten, auf die sie sich dann im Brustton berufen. Auch dürfte man von Rechts wegen nicht kleinlich und engherzig aus einem solchen Kirchenbau eine engere Angelegenheit des Ortsgeistlichen und seiner ihm persönlich näher bekannten Pfarrkinder machen. Gewiss, eine Kirche wird gebaut, damit man hineingeht, der Kirchgang ist Sache der persönlichen Überzeugung jedes einzelnen. Aber es ist, im Protestantismus noch weit mehr als im Katholizismus, die kirchliche Zugehörigkeit auch eine rein bürgerliche Angelegenheit, unabhängig vom Kirchenbesuch. Am 1. Dezember haben die verschiedenst Gesinnten auf der Volkszählungsliste das Wörtlein „protestantisch“ unterstrichen, vom Sektierer bis zum positiven Christen und vom freisinnigen Christen bis zum Freidenker. Ob einer protestantisch oder Katholik sei, gehört zu seinem Zivilstand, bildet einen wichtigen Bestandteil seines bürgerlichen Wesens. Diese äussere bürgerliche Eigenschaft des Religionsbekenntnisses wird desto mehr zur Geltung gelangen, je fühlbarer in der Umgebung der große, allgemeine Gegensatz des Katholizismus zur Wirkung gelangt. Dieser Gegensatz aber wird nicht leicht irgendwo aktueller und spürbarer sein als in der Diaspora. Zwar dürfen wir ja mit Genugtuung anerkennen, dass die konfessionellen Gegensätze und der Glaubenshader, die gerade im Birseck historische Spuren hinterlassen haben, im Zeichen der modernen Toleranz und der durch

die Bundesverfassung an erster Stelle verbürgten Gewissensfreiheit der Einsicht und Besonnenheit gewichen sind und einem erfreulichen Zusammenleben Platz gemacht haben. Aber wünschbar bleibt es doch, dass die Anwendung des Reformationspfennigs, durch den äussere Denkmäler des Protestantismus in katholischen Gegenden errichtet werden, weniger ein innerkirchliches Anliegen als eine bürgerliche Ehrensache jedes geborenen schweizerischen Protestanten werden möge. Zu dieser Entwicklung trägt es aber sicher nicht bei, wenn heute noch zu Preisträgern Projekte erkoren werden, die in einer künftigen Fachschrift für den Bau reformierter Landkirchen sicher zum „Gegenbeispiel" oder „mauvais exemple" berufen wären. Die besten Details reißen eine im Plan verfehlte Anlage nicht heraus, und auch der anerkannte und bewährte Künstler braucht zu jeder neuen guten Arbeit auch wieder die besondere gute Viertelstunde, da nicht die kalte Hand, sondern die glückliche Eingebung ihm den Griffel führt.

ARLESHEIM CARL ALBRECHT BERNOULLI

*

Es ist merkwürdig, mit welch stupender Sicherheit frühere Zeiten vor jeder tektonischen Aufgabe die Form gefunden haben, die genau dem Bedürfnis entspricht. So auch bei unserer protestantischen Dorfkirche. In den ersten Zeiten nach der Reformation waren selten neue Kirchen nötig; die umgeänderten katholischen genügten noch. Die zürcherische „Saalkirche" ist ein Produkt der Kulturblüte der Schweiz zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist von jeder katholischen Reminiszenz vollkommen losgelöst und ist eigentlich die einzige Bauform, die der Protestantismus geschaffen hat. Sie findet sich am See in Horgen, Thalwil, Wädenswil, Hombrechtikon, Stäfa; eine der schönsten steht in Kloten, die letzte (mit Empireformen) in Uster.

Die Saalkirche ist einfach ein großes Haus mit einem einzigen Raume. Sie baut sich auf einem breiten Viereck auf. Die Kanzel steht mitten an der Längswand, die Entfernungen von ihr nach der Mitte der drei andern Wände sind etwa gleich, was eine treffliche Akustik zur Folge hat. Diese drei Wände tragen Emporen von einer solchen Kühnheit der Konstruktion, dass man über die Leute staunt, die so etwas ohne Eisenbeton und ohne statische Wissenschaft fertig gebracht haben. Im ganzen Haus keine Säule, kein blinder, kein akustisch schlechter Platz. Durch diese durchsichtige Weite erhält man das Gefühl einer klaren und gemessenen Feierlichkeit. Als Tempel des Worts kann besseres und reineres nicht gefunden werden. Wer diese Kirchen besucht, wird sich auch an Schmuckformen des achtzehnten Jahrhunderts erfreuen können, wie französische Fürstenschlösser kaum schönere bergen. Die sind aber nicht das Wesentliche, sondern die wohl-

proportionierte, edle und nutzvolle Gesamtform. — Der kunstgeschichtliche Dilettantismus der romantischen und einer spätern Epoche hat der zürcherischen Saalkirche ein jähes Ende bereitet. In unserer Zeit, die eine Kunst als Ausdruck des Bedürfnisses und des Lebens sucht, sollte aber kein Architekt an das Problem der protestantischen Dorfkirche herantreten, ohne diesen künstlerisch wirklich sehr hoch stehenden Bauwerken einen Blick geschenkt zu haben. A. B.

□□□

UNSER SINGEN

Wir standen vor einem Bilde, das einen von uns veranlasste, eine Anspielung auf das Hauffische Reiterlied zu machen. Da zeigte es sich, dass das Lied einem der Anwesenden, einem Zürcher Arzt, vollständig unbekannt war. Er wollte es niemals gehört haben. Es wurde mir nicht leicht, ihm das zu glauben. —

Abend auf dem Zürichsee. Der ganze vordere Teil des Schiffes ist von einer Dorfschule besetzt, mit der etwa zehn Erwachsene reisen. Eine Lehrerin kommt in gefühlvolle Stimmung und fängt an: „Lueget vo Bärg und Tal". Die andern fallen ein, und es kommt ein Gesang zustande. Zwei Strophen gehen gut, bei der dritten wird man etwas unsicher, die vierte ginge gar nicht mehr ohne einen nicht zur Gesellschaft gehörenden Herrn, der ungebeten mittut und mit lauter Stimme und scharfer Aussprache die andern mitreißt. Das waren schweizerische Kinder mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, und das war ein schweizerisches Lied. Ich verwunderte mich noch mehr als über den Arzt, der das „Morgenrot" nicht kannte. —

Aber ist es denn nicht immer so oder ähnlich? Gehen uns beim Singen unserer bekanntesten Lieder nicht immer in der dritten Strophe, oft schon in der zweiten und spätestens in der vierten die Worte aus? Das heißt, wenn wir es überhaupt schon bis zum Anstimmen gebracht haben! Denn sind die Stimmen nicht schulgerecht voll besetzt, so haben wir meist gar nicht den Mut zum Singen. Das macht: wir singen nicht, sondern wir tragen etwas vor. Der Spötter hatte ganz recht, der einst im Pariser „Soleil" schrieb: „Die Schweizer sind die besten Sänger der Welt, aber jeder kann nur seine Stimme singen."